

Autoimmunerkrankungen entstehen, wenn der Körper fälschlicherweise eigene Zellen als feindliche Eindringlinge erkennt und angreift. Er kann nicht unterscheiden, was gesunde körpereigene Zellen sind und was externe Krankheitserreger – und bekämpft deshalb die eigenen Organe, als wären sie der Feind. Etwas Ähnliches gibt es auch auf politischer Ebene – „politische Autoimmunerkrankungen“, wie es die französisch-israelische Soziologin Eva Illouz nennt. Davon sind nicht Individuen, sondern Staaten betroffen, die autoritär regiert werden. Solche Regierungen bekämpfen die vitalen Teile der Gesellschaft: Bürger, die sich für den Schutz und Erhalt der Demokratie einsetzen. Sie werden von ihrer eigenen Regierung wie feindliche Eindringlinge, wie Volksfeinde behandelt. Wenn diese gesunden Teile der Gesellschaft attackiert werden, haben die tatsächlichen Feinde von außen ein leichtes Spiel.

Genau diese Diagnose stellte die renommierte Soziologin kürzlich ihrer eigenen Regierung in Israel – und zwar aus persönlicher Erfahrung: Ende März erhielt Illouz die freudige Mitteilung, dass sie für die höchste Kulturzeichnung des Staates, den Israel-Preis, ausgewählt wurde. Der Preis wird ein Mal im Jahr im Rahmen einer Staatszeremonie in Jerusalem verliehen, immer am Vorabend des Unabhängigkeitstags. Kurz darauf jedoch verkündete Bildungsminister Yoav Kish, dass er die Entscheidung der Jury nicht akzeptieren werde. Die Begründung: Illouz habe 2021 eine Petition unterstützt, in welcher der Internationale Strafgerichtshof aufgefordert wurde, Vorwürfe von Kriegsverbrechen im Westjordanland zu untersuchen. Nun beschloss die Jury, den Preis in diesem Jahr gar nicht mehr zu vergeben.

Eva Illouz kennen wir gut, und wir wissen, wie tief sie in Israel verwurzelt ist. Aufgewachsen in Marokko und Frankreich, entschied sie sich nach ihrem Studium in den USA zur Einwanderung nach Israel. Dort hat sie eine beeindruckende akademische Karriere durchlaufen – als Professorin an der Hebräischen Universität und Präsidentin der Bezalel-Akademie. Sie gilt als eine der wichtigsten Soziologinnen unserer Zeit, hat zwölf Bücher verfasst, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden, und zahlreiche Auszeichnungen erhalten.

Gerade aus der Position einer linken Humanistin heraus wurde Illouz nach

Sehnsucht nach Avi Primor

Der Botschafter als Troll: Israels Regierung erklärt Rechtsradikale zu Kämpfern gegen den Antisemitismus, ihr hiesiger Gesandter setzt Humanisten mit Massenmördern gleich.

Von Saba-Nur Cheema und Meron Mendel

dem 7. Oktober 2023 zu einer der wichtigsten Stimmen, die in Europa und Amerika mehr Empathie für die israelische Bevölkerung forderten – und die Doppelmoral mancher Teile der progressiven Linken anprangerte. Sicherlich hat sie – auch in Deutschland – mehr für ihr Land getan als so mancher



offizielle Sprecher des israelischen Außenministeriums. Nicht weil sie die rechtsnationalistische Regierung verteidigt hätte, sondern weil sie immer wieder aufzeigte, wie sehr Teile der antisraelischen Rhetorik antisemitische Narrative bedienen. Doch all das zählt für die Regierung Netanjahu nicht. Das einzige Kriterium, nach dem Bürger gemessen werden, ist die Frage, ob sie Netanjahu unterstützen. Der Fall von Illouz zeigt, wie sich die von ihr auf den Begriff gebrachte politische Autoimmunerkrankung derzeit in rasantem Tempo durch alle Teile der israelischen Regierung und ihrer Vertreter im Ausland frisst.

Das jüngste Symptom dieser Erkrankung: die Ausladung des deutsch-israelischen Philosophen Omri Boehm von der Gedenkfeier zum 80. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald am vergangenen Sonntag. Verantwortlich dafür war die Intervention des israelischen Botschafters in Berlin, Ron Prosor. Wie Illouz hat auch Boehm mit seiner Kritik an Netanjahu den Unmut der Regierung auf sich gezogen. Um seine politische Intervention in einer inneren Angelegenheit Deutschlands zu rechtfertigen, erklärte Prosor, es gehe ihm eigentlich um den Schutz der Überlebenden: „Ich bin stolz darauf, einem Gedenken an die Schoa, das das Leid der Überlebenden relativiert (...), die Rote Karte zu zeigen – und ich tue dies auch für diejenigen, die ihre Stimme nicht mehr erheben können.“

Es ist fast überflüssig zu erwähnen, dass Boehm, Enkel eines Holocaustüberlebenden, niemals das Leid der Überlebenden relativiert hat. Als radikaler Universalist hebt er immer wieder die moralische Bedeutung der Schoah für die Menschlichkeit hervor. In dem Völkerrecht sieht er einen kosmopolitischen Humanismus, der den Imperativ „Nie wieder“ für alle Menschen garantieren soll. In seiner nicht gehaltenen Rede, die die „Süddeutsche Zeitung“ veröffentlicht hat, appelliert er an die internationale Gemeinschaft, sich zu verpflichten, unbegrenzte Kriege für immer auszuschließen.

Für eine Regierung, die gerade dabei ist, einen unbegrenzten Krieg zu führen, ist eine solche Botschaft selbstverständlich nicht besonders schmeichelhaft. Auf der Plattform X legte Prosor immer wieder einen drauf, wie zum Beispiel folgendermaßen: Boehm „als Redner zu einer Holocaust-Gedenkveranstaltung einzuladen, ist so, als würde man Baschar al-Assad einladen, einen Vortrag über Menschenrechte zu halten.“ Ernsthaft? Er setzt einen humanistischen Philosophen mit einem Massenmörder auf eine Ebene? Dieses Mal war Prosor offenbar selbst dem Zentralrat der Juden in Deutschland zu peinlich: Die Organisation, die sich in der Regel reflexhaft auf die Seite des Botschafters schlägt, hielt sich bislang auffällig zurück.

Wenn dem Botschafter tatsächlich daran gelegen wäre, Überlebende vor Holocaustrelativierung zu schützen, müsste er zuerst seiner eigenen Regierung die Rote Karte zeigen. Diese hatte nur eine Woche zuvor eine internationale Konferenz angeblich „zur Bekämpfung von Antisemitismus“ veranstaltet. Auf der Gästeliste: das Who's Who der europäischen Rechtsradikalen – die spanische Vox, die ungarische Fidesz, die postfaschistischen Fratelli d'Italia und der französische Rassemblement National, dessen Vorsitzender Jordan Bardella prominent als Redner angekündigt war. Die israelische Regierung befindet sich inmitten des postfaktischen Zeitalters: Die Antisemiten sind die Juden Eva Illouz und Omri Boehm. Und die Antisemitismusbekämpfer sind Faschisten und Rechtsradikale.

Der jüngste Eklat des Botschafters dürfte niemanden überraschen. Mit dem Regierungswechsel in Jerusalem Ende 2022 änderte auch Prosor Stil und Ton. Manchmal wirkt es so, als habe Elon Musk oder ein anderer Internet troll den Twitter- beziehungsweise X-Account der Botschaft übernommen. Im Juli 2023 wettete Prosor wochenlang gegen die Nahost-Expertin Muriel Asseburg und warf ihr vor, Antisemitismus in pseudoakademischer Verpackung zu verbreiten. Auch der Israeli unter uns wurde wiederholt Ziel seiner Angriffe. Zuletzt vor einem Monat: Da sprach der Botschafter in einem offenen Brief an die Redaktion des „Spiegels“ von Meron Mendel als antisemitischem Juden. Wir wussten nicht so recht, ob das inzwischen vielleicht schon eine Art Kompliment ist, in die Gesellschaft der vom Botschafter Beschimpften aufgenommen zu werden.

Diese Tiraden dürften bei Prosors Dienstherrn in Jerusalem sicherlich gut ankommen. Andere Botschafter, die sich nicht an den rechtsradikalen Ton der aktuellen Regierung anpassen wollten, wurden rasch ausgetauscht. Viele Israelis jedoch zeigen sich verstört von den ständigen Skandalen „made by Prosor“. Nach dem Angriff auf Asseburg sah sich der frühere Knesset-Präsident Avrum Burg sogar veranlasst, sich in einem Gastbeitrag in der „Süddeutschen Zeitung“ von Prosor zu distanzieren. Burg schlug scherzhaft vor, Israel solle einen zweiten Botschafter nach Berlin entsenden – jemanden, der die liberale Hälfte des Landes vertrete.

Wenn es einen inoffiziellen Botschafter für das liberale und demokratische Israel gibt, dann heißt er Avi Primor. Der von 1993 bis 1999 amtierende Botschafter in Berlin verkörpert wie kein anderer das humanistische Israel. Sein Anliegen war stets, die Perspektive des Anderen anzuerkennen. In seinen Memoiren reflektierte er, wie er eigene Vorurteile gegenüber Deutschland, aber auch gegenüber Palästinensern abbauete. Seine politische Schlussfolgerung lautete: „Solange die Palästinenser nicht in Würde leben können, solange ein palästinensisches Kind nicht die gleichen Chancen hat wie ein israelisches, werden wir hier nicht zur Ruhe kommen.“

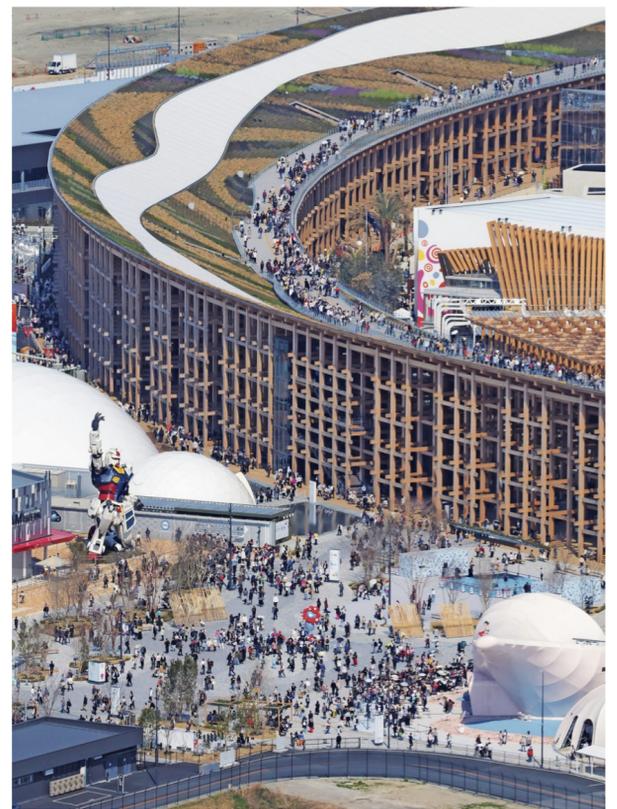
Es gibt einige Parallelen in den Biographien von Prosor und Primor: Primors Mutter stammte aus einer Frankfurter Familie, Prosors Vater aus einer Berliner. Beide wurden auf dem Höhepunkt ihrer diplomatischen Laufbahn zu Botschaftern in Berlin ernannt. Doch in einem Punkt unterscheiden sie sich grundlegend: Primor war bekannt dafür, für eigenständige Positionen einzustehen – selbst wenn es ihn sein Amt kostete. Er ist bis heute stolz darauf, der vom eigenen Vorgesetzten meistgerügte Botschafter Israels zu sein. Prosor hingegen wirkt ganz im Gegenteil wie einer, dem kaum ein Mittel zu schade ist, um in Jerusalem zu gefallen.

Heute, am 8. April, wird Avi Primor 90 Jahre alt. Auch im hohen Alter hat er nichts von seiner Eloquenz, seiner analytischen Klarheit und seinem Humor verloren – Eigenschaften, die ihm Respekt und Anerkennung selbst bei Kritikern eingebracht haben. Zu seinem Geburtstag wünschen wir Avi Primor, dass seine Stimme noch viele Jahre lang gehört wird – nicht nur für ihn persönlich, sondern vor allem für jene, die wie wir noch daran glauben, dass das geliebte Israel von der Autoimmunerkrankung kuriert werden kann und vor den Rechtsradikalen zu retten ist. Mazal Tov und Mubarak, Avi!

Saba-Nur Cheema, 1987 in Frankfurt geboren, ist Politologin und berät das Innenministerium zum Thema Muslimfeindlichkeit.

Meron Mendel, 1976 in Tel Aviv geboren, ist Professor für Soziale Arbeit und Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt.

Alle Folgen der Kolumne finden sich unter www.faz.net/abendbrot



Frisch verzapft: Sou Fujimoto rahmt mit einem kreisförmigen hölzernen Arkadengang das Ausstellungsgelände in Osaka.

Foto Picture Alliance

Holzwege, kreisförmig

Deutschland recycelt auf der Expo in Japan vor allem seine Klischees / Von Ulf Meyer, Osaka

Habeck-Deutschland präsentiert sich der Welt noch ein letztes Mal: Wenn sich am 13. April die Tore der Weltausstellung in Osaka öffnen, wird der Blick der – erwarteten, vor allem aus Japan stammenden – 28 Millionen Besucher gleich vom Osteingang aus auf den Pavillon der Bundesrepublik fallen. Zwischen Südkorea und Luxemburg liegt der Vier-Zylinder-Bau, den das Büro LAVA (die Abkürzung steht für Laboratory for Visionary Architecture) aus Stuttgart entworfen hat. Die Baukörper aus Holz haben ringförmige Vordächer, die Kreislaufwirtschaft symbolisieren sollen. Um zirkuläres Wirtschaften dreht sich die gesamte Expo.

Der böse Spruch „Wenn der Architekt nicht weiß, malt er einen Kreis“ hat hier seine bildhafte Entsprechung. Einmal mehr präsentiert sich Deutschland dem Publikum in Osaka als Land der Ökopioniere, das der Welt vormacht, wie Nachhaltigkeit richtig geht. Leider steht die Tatsache kantig im Raum, dass Selbst- und Außenwahrnehmung auch in dieser Hinsicht weit auseinanderklaffen. Und sonst? Rotkäppchen, Einstein, ein Fußballer und Beethoven begrüßen die Besucher, allesamt also steinalte Klischees. Anstelle von moderner Kreislaufwirtschaft symbolisiert der Pavillon so unfreiwillig, dass sich Deutschland im Kreis dreht, aber nichts rundläuft.

Das Holz, das im Pavillon verbaut wurde, ist „rezyklierbar“, wie die Architekten betonen, aber eben nicht rezykliert. Was hier gezeigt wird, ist der konzeptionelle Stand von 1980. Andere Architekten sind da schon weiter: Der Shootingstar der zeitgenössischen japanischen Baukunst, die Architektin Yuko Nagayama aus Tokio, geht einen entscheidenden Schritt voran: Für den Frauen-Pavillon hat sie den japanischen Nationalpavillon in Dubai abbauen lassen und setzt seine Bauteile ein zweites Mal zu einer faszinierenden „Origami-Architektur“ zusammen. Die eleganten, weißen Fassaden zeigen diagonale Monyo-Muster, die ursprünglich für Kimonos verwendet wurden. Nagayama verwandelte das Asa-no-ha-Muster in ein dreidimensionales Fassadenraster. So eckig kann Kreislaufwirtschaft also aussehen. LAVA hingegen hatte schon den deutschen Pavillon auf der Expo in Dubai entworfen. Er ist heute eine Ruine, eine Nachnutzung nicht gelungen.

Wie man das Thema Holzbau und Kreisformen souverän bewältigt, zeigt der japanische Star-Architekt Sou Fujimoto, der den Masterplan für die Expo 2025 entworfen hat. Sein kreisrunder Arkadengang aus Holz rahmt das Ausstellungsgelände und schafft Orientierung auf der aufgeschütteten Yumeshima („Traum-Insel“). Fujimotos hoher Holzring mit einem Durchmesser von 700 Metern kennt nur Steckverbindungen und soll nach der Weltausstellung leicht rückbaubar sein. Raffinierte Zapfverbindungen hat das traditionelle japanische Zimmermannshandwerk schon im achten Jahrhundert beim Bau des Todaiji-Tempels im nahen Nara entwickelt. Seine Position als größte Holzkonstruktion der Welt und der Geschichte verliert der buddhistische Tempel nun – wenn auch nur temporär – an den Ring der Expo.

Das Thema, möglichst wenig Material zu verbauen und möglichst viel davon weiterzuverwenden, prägt derzeit den Diskurs in der Architektur. Gelebt wer-

den diese Modebegriffe jedoch kaum: Die Kämpfe um den Erhalt metabolistischer Architektur beispielsweise, die die Expo 1970 in Osaka prägte, waren verborgen. Alle Gebäude von damals wurden abgerissen, sogar die epochale Festival Plaza von Tange Kenzo, und das ohne Not. Unter dem riesigen Dach der Plaza fand die erste asiatische und mit 64 Millionen Besuchern auch meistbesuchte Expo der Geschichte statt. Nur der weiße „Sonnen-Turm“ von Okamoto Taro steht noch einsam auf dem Ausstellungsgelände von damals – als Mahnmahl der Nichtnachhaltigkeit von Weltausstellungen. Von der Expo 2025 könnte noch weniger bleiben: Denn die Rezyklierbarkeit, die hier gefeiert wird, hat Zerstörung zur Grundvoraussetzung.

Epochemachend war Deutschlands gelungener Expo-Pavillon aller Zeiten, Ludwig Mies van der Rohes Meisterwerk in Barcelona vor knapp hundert Jahren: Er kam ohne überdidaktische „Szenographie“, bunten Klimbim und lärmendes Edutainment, ohne flimmernde Bildschirme in tageslichtlosen Räumen aus. Er war reine Architektur. Heute aber schlafen die deutsche Architektenschaft und ihre Berufsverbände tief, auf die Wirkmacht der Baukunst pochen selbst Entwerfer nicht mehr; dass der Pavillon von der Koelnmesse verantwortet wird und wie ein Messestand aussieht, passt dazu. Für die Expo als Veranstaltungstypus sind solche dürrigen Konzepte, denen auch andere Nationen folgen, eine große Gefahr: Auf das Handy starren und QR-Codes herunterladen kann man auch zu Hause.

Von Fujimotos Aussichtsplattform aus werden die Blicke der Besucher bei ihrem Spaziergang auch auf andere Pavillons schweifen: Saudi-Arabien hat sich von Norman Foster ein schattiges Lehmendorf bauen lassen, Frankreich präsentiert sich entlang einer promenade architecturale, die zu einem herrlichen Dachgarten führt, während der japanische Erfolgsarchitekt Kengo Kuma mit gleich zwei ausländischen Pavillons seine Meisterschaft unter Beweis stellt: Er ist für Portugal und Qatar tätig geworden, zwei wichtige Länder aus japanischer Sicht: Portugiesen waren die ersten Westler, die ihre Schiffe nach Japan lenkten, und Qatars steter Strom von Flüssiggaslieferungen stillt den Energiehunger des Landes.

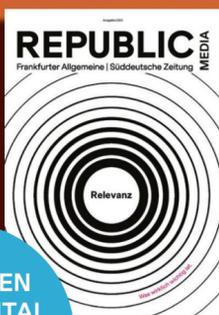
Die beiden Entwürfe lassen die biederen Holzhütten, die das Bundeswirtschaftsministerium in Berlin in Auftrag gegeben hat, wie das Abbild eines Landes in der Krise aussehen: Der dem Thema Ozean gewidmete Pavilhão ist inspiriert von fließender Bewegung; hängende Seile und recycelte Netze spiegeln die Fluidität der Wellen wider, interagieren mit Sonnenlicht und Wind. Qatars Pavillon hingegen vereint die Holzhandwerkskunst von Japan und dem Emir mit Schleier aus weißem Stoff – eine Anspielung auf Segel der Handelsschiffe im Persischen Golf.

Lina Ghotmehs Pavillon für Bahrain treibt das Motiv der Dhau-Boote auf die Spitze: In ihrem Entwurf verschmilzt der arabische Bootsbau mit der Tektonik japanischer Holzbaukunst. In sechs Monaten werden alle Pavillons wieder abgetragen. Das Ende einer Ära? Die große Holz-Liebe wirkt angesichts der geopolitischen Umstürze jedenfalls beinahe naiv.

Was im Diskurs Gehör verdient

Darüber schreibt F.A.Z.-Herausgeber Jürgen Kaube in REPUBLIC MEDIA. Im Magazin beleuchten Artikel aus den Redaktionen von Frankfurter Allgemeine und Süddeutscher Zeitung, was ihre Arbeit für die jeweilige Leserschaft relevant macht. Marketing- und Medиаverantwortliche lesen im Magazin zudem, warum Kommunikation in relevanten Umfeldern besser wirkt.

Erfahren Sie jetzt mehr → www.republic.de/relevanz



JETZT BESTELLEN ODER DIGITAL LESEN



REPUBLIC
Frankfurter Allgemeine | Süddeutsche Zeitung

Weitere Beiträge: Julia Encke + Alfons Kaiser + Rainer Schmidt + Cai Tore Philippsen + Corinna Budras + Johannes Pennekamp + Andreas Ross